

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Stürme über dem Steinbachhof. Eine Geschichte aus guten und bösen
Tagen. Von Ernst North

[urn:nbn:de:bsz:31-339625](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339625)

Stürme über dem Steinbachhof

Eine Geschichte aus guten und bösen Tagen / Von Ernst North

Wichtig führen die schweren Holzhauer-äxte in den verwundeten Rumpf der Weissbuche. Im stillen, kahlen Wald waren die Schläge des Morand Götz und seines Sohnes Heinrich weithin hörbar. Man stand im Hornung und noch belebte kein Vogel die nackten Hallen des Forstes. Nur heiser schreiende Krähen zogen über die Wipfel. In den Vertiefungen und Gräben lag noch Schnee. Es roch nach vermodertem Laub. Bei jedem Schlag keuchte Vater Götz; Schweiß stand auf seiner gefurchten Bauernstirn, aber um alles in der Welt hätte er seinem Sohn nicht nachstehen wollen bei dieser schweren Arbeit. Er selber hatte es ja gewollt, dass ein Drittel seines Besitzes in diesem Forst umgelegt werden soll, wenn es ihn auch schon halb reute. Das Geld konnte man zwar gut brauchen, denn es lagen schwere Schulden auf dem Steinbachhof; aber Wald ist Wald, der läuft nicht fort wie das liebe, entwertete Geld. Lange genug hatte der Bauer gezögert, aber schliesslich musste er mit dem Schlag beginnen, bevor die Bäume in den Saft kamen.

Die Buche war tief genug eingehauen. Die Blattsäge wurde angesetzt, zischend fuhr sie durch den Leib des tödlich getroffenen Baumes. Keile wurden eingerammt, um dem Fall die Richtung zu geben. Noch wenige Zentimeter — schon neigte sich der 25 Meter hohe Stamm — dann erfüllte das Krachen des stürzenden Riesen den Wald. Dampf schlug die Buche hin, zwischen ihre Schwestern, mit denen sie ein halbes Jahrhundert hindurch die schwellende Kraft des Frühlings, die Stürme des Herbstes geteilt hatte.

Die Männer rafften ihr Geschirr zusammen und nahmen die nächstgezeichnete Buche in Angriff. Gesprochen wurde wenig; das Verhältnis zwischen Vater und Sohn war nicht das beste, seit Heinrich vor einem Jahr dieses Mädchen aus dem Badischen gebracht hatte. Einen schweren Krach hatte es damals gegeben! Kreuzdonnerwetter! Vor der Hochzeit hatte der Bauer sechs Wochen lang überhaupt nicht mit dem Sohn gesprochen. Am Hochzeitsfest machte er gute Miene zum bösen Spiel; als Festverderber wollte er auch nicht gelten.

Der Heiri, wie man seinen Einzigen kurzweg nannte, hatte ihm mit seiner Wahl einen groben Strich durch die Rechnung gemacht! Der verdammte Dickkopf!

Brachte da eine unbekannte Gastwirthstochter aus Oberweiler und setzte sie in den Steinbachhof. Basta! Ausser einer schönen Aussteuer hatte sie nichts mitgebracht und von der Landwirtschaft besass sie keinen Dunst. Die Untersteger Anna, die stille Hoffnung des Bauern ging neben-



(Aufnahme: Karl Müller.)

»Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn war nicht das beste, seit Heinrich dieses Mädchen aus dem Badischen gebracht hatte«

aus! Ein apartes Weibsbild war sie zwar nicht, etwas rahn, aber die einzige Tochter eines reichen Bauern aus dem Nachbardorf. Hat sie sich nicht jahrelang die Augen ausgelugt nach dem schlanken gefizten Buben des Steinbachbauern? Von der hat der Heiri einfach nichts wissen wollen, wo doch ihre Mitgift dem Vater erlaubt hätte, die Schulden, die er sich vor drei Jahren durch eine unglückliche Bürgerschaft aufgehalst hatte, völlig zu tilgen.

Der Bauer hatte diesen Misserfolg noch nicht überwinden können. Das junge Paar bekam es zu spüren. Morand Götz war im-

mer mürrisch, gönnte niemandem ein gutes Wort, am wenigsten seiner Sohnsfrau Elisabeth. Ausser den unvermeidlichen täglichen Begrüssungsworten hatte sie selten die Ehre von ihm angesprochen zu werden. Nicht etwa weil sie von »drüben« war, im Gegenteil. Wenn in der ersten Zeit die losen Zungen im Dorf über die »Badische« meckerten, fuhr er den Betreffenden wüst übers Maul. Aber dass sie keine Bäuerin war und weil sie ihm seine Pläne verschlagen hatte, waren die tieferen Gründe seines stillen Grolles. Sonst hätte er ihr nichts vorwerfen können. Die junge Frau war immer gleich freundlich zu ihm, behilflich und der kränkenden Mutter eine gute Stütze. Sie schaffte von früh bis spät und hielt die Haushaltung blitzblank. Sogar die Fütterung des Kleinviehes hatte sie übernommen.

In den ersten Wochen tröstete sich Elisabeth mit dem Gedanken, dass mit der Zeit — die Zeit soll bekanntlich ein guter Arzt sein — das Verhältnis zwischen ihr und dem Vater sich schon bessern würde. Auch jetzt hatte sie diese Hoffnung noch nicht aufgegeben, wenn es zeitweise auch schwer fiel. Die grösste Mühe gab sie sich, das musste mit der Zeit auch ein Dick-schädel vom Format eines Morand Götz einsehen lernen. Die Liebe, diese unbändige, über alles hinwegsetzende Liebe, die sie mit ihrem Heiri verband, war ja unendlich grösser als die fortgesetzten, einfältigen und hartnäckigen Demütigungen, denen sie seit ihrem Hochzeitstag ausgesetzt war. Wenn der Heiri, den sie so ganz auf ihrer Seite wusste, seine Arme um sie schlang und sie an sich drückte, dass es ihr schier den Atem verschlug, wenn er sie küsste und herzte und mit seiner ungelinken Hand über ihr braunes, volles Haar strich, wenn sie dem Einklang ihrer jungen, leidenschaftlichen Herzen lauschten, dann versank um die Liebenden die Welt mit ihren kleinen und grossen Gehässigkeiten, mit ihren schäbigen Berechnungen...

Manchmal musste die junge Frau dem Heiri wehren, wenn er »dreinfahren« wollte. »Hab' doch Geduld, ich bin ja nicht mit ihm verheiratet!« pflegte sie zu sagen.

Der Vater kochte es übrigens seinem Erben genau so, wie der Sohnsfrau; ständig hatte er etwas zu brummen. He und da kam es vor, dass die beiden einer Kleinigkeit wegen kurz und hart aufeinanderprallten. Dann gab es heftige Worte. Die Bäuerin, eine stille, gedulderprobte, freundliche Frau, die Elisabeth von Herzen zugetan war, suchte dann zu vermitteln, was ihr auch meistens gelang.

Doch kehren wir in den Holzschlag zurück. Heute war die Stimmung besonders schlecht. Seit Tagen trug sich Heiri mit dem Gedanken um, den Vater endlich ob seiner Haltung Elisabeth gegenüber ganz ernsthaft zur Rede zu stellen. Während die Aexte in den Baum fuhren, legte sich Heiri die Worte zu dem geplanten Vorstoss zu recht. Daher kam es, dass seine Hiebe manchmal besonders heftig waren und zwar immer dann, wenn ein schlagkräftiges Wort ihm durch den Kopf ging. Eben wollte der schwitzende und keuchende Bauer die Blattsäge ansetzen. Jetzt war der Moment gekommen. Heiri stellte seine Axt an den Baum.

»Ich mein', du könntest mit Lisbeth etwas freundlicher umgehen. Sie ist meine Frau!«

Schon stieg dem Vater Götz das Blut zum Kopf. Was diese Rotznase sich nicht alles einbildet, dachte er. »Mach' ich ihr nicht genug Komplimente?«

»Sie will keine Komplimente, aber ich dulde nicht, dass sie wie eine Kuhmagd behandelt wird«, erwiderte Heiri scharf.

»Ein zimmerliches Weibsbild ist sie«, brummte der väterliche Götz. Dabei wusste er genau, dass er eine Unwahrheit sagte.

»Solche Ausdrücke verbitte ich mir, Vater! Was Elisabeth ist, kannst du nicht beurteilen, denn du hast noch nie richtig mit ihr gesprochen. Das sage ich dir: wenn's nicht anders wird, dann hast du uns gesehen auf dem Steinbachhof.«

Jetzt war's genug. Kreuzhagelwetter! Die Blattsäge klatschte auf den feuchten Boden. Ein wilder Blick traf den rebellischen Sohn.

»Du sollst mich in Ruhe lassen mit deinen Weibergeschichten! Verstehst du? Und wenn es euch nicht gefällt bei mir, dann geht wohin ihr wollt!«

Sagte es, nahm seinen Kittel und stampfte durch das Laub heimwärts. So war er eben, der Morand Götz.

Seine geduldige Frau wusste genau, welche Portion Schuljugent trotz noch in dem 49jährigen steckte; sie kannte ihren Pappenheimer. Als sie ihn mit zersauster Miene heimkommen sah und erst eine Stunde später den Heiri, wusste sie, dass sie sich gezankt hatten. Das tat ihr immer weh; aber sagen mochte sie nichts.

Die Wochen flogen dahin. Heiri und Elisabeth blieben mit ihrem Glück in der Sonne; die Schatten des Steinbachhofes konnten ihnen nichts anhaben. Das fröhliche Wesen des jungen, lebenbejahenden Weibes, ihr offener, gerader Charakter liessen keine Verbitterung aufkommen. Sie war nun schon recht daheim auf dem sau-

beren, schönen Hof, kannte alles und hatte ein offenes Auge für die vielgestaltigen Arbeiten.

Der Frühling hatte des Winters Macht gebrochen. Unter seinem belebenden Hauch erwachten Kreatur und Landschaft und wuchsen in die neue, verheissende Zeit. Wenn ein Bauer wieder zum erstenmal mit Ross und Pflug auf den Acker zieht, dann kommt er sich vor wie ein König; der Brodem der kräftetreibenden Erde umfängt ihn; in schicksalhafter Verbundenheit schreitet er zur Tat.

Auch Heiri ging mit Freude und Energie an die Arbeit; das Wetter war schön, alles liess sich zum Besten an. Da begann auch schon die Geschichte mit den Landarbeitern. Bloss zwei der vier letztjährigen Knechte waren wieder in den Dienst des Steinbachbauern getreten; die Fehlenden



Wenn ein Bauer wieder zum erstenmal mit Ross und Pflug auf den Acker zieht, dann kommt er sich wie ein König vor (Zeichnung: Baum.)

konnten noch nicht ersetzt werden. Es war eine richtige Plage; alles wollte in der Stadt arbeiten. Heiri wollte gern für zwei arbeiten, aber dann fehlte immer noch einer. Er sprach über diesen Punkt mit Elisabeth. Sie lachte ihm stets die Sorgen weg, auch jetzt.

»Dann helf' ich eben mit«, sagte sie, so ganz selbstverständlich.

»Du?«

»Oder bist du etwa auch der Meinung, dass ich nicht zu einem Bauern passe?« neckte sie.

Heiri lachte.

»Das ist aber eine schwere Arbeit, Männerarbeit!«

»Pah, Männerarbeit! Du wirst schon sehen!«

Beim Abendtisch wurde davon gesprochen. Seiner spöttischen Miene nach zu schliessen, schien Vater Götz nicht viel von den Fähigkeiten seiner Schwiegertochter zu halten, aber er sagte nichts. Die letzte Auseinandersetzung mit Heiri im Wald war ihm doch nahegegangen.

So kam es, dass Lisbeth zwei Tage später mit den Männern hinauszog. Sie war freudig gestimmt, wie immer. Singend schritt sie neben Heiri, der seine beiden Braunen führte. In aller Herrgottsfrühe hinauszuwandern, in die erwachende Natur hinein, das hatte sie sich schon längst gewünscht. Die Lerchen trillerten; im Wald drüben gaben sich die Kuckucke eiligst Antwort. Hasen trotteten gemächlich über die Aecker, während Rebhühner

schleunigst die Flucht ergriffen. War es nicht eine Lust zu leben?

Ihre erste Arbeit bestand darin, einige Fuhren Stallmist, den man tags zuvor in regelmässigen Abständen »gehäufelt« hatte, auf dem zukünftigen Durlipsacker zu verstreuen; während Heiri das Nachbarstück, wo er Mais säen wollte, fertig eggte. Vater Götz werkte mit den Arbeitern weiter oben, am sogenannten »Kuhfeld«. Hier und da guckte er hinüber, ob die Sohnsfrau auch noch da wäre und so oft er schaute, musste er kopfschüttelnd feststellen, dass sie die Mistgabel so führte, als hätte sie noch nie etwas anderes getan.

Es vergingen zwei Wochen; Heiri konnte mit Mühe einen weiteren Landarbeiter aufdreschen und Elisabeth blieb wieder auf dem Hof. Der Steinbachbauer war um einige Grad freundlicher geworden; er schien einsehen zu wollen, dass mit etwas Geduld aus diesem Weib sogar eine Bäuerin zu machen wäre. Heiri und Elisabeth stellten mit Freude diese kleine Wendung fest. Es dauerte jedoch nicht lange. Bald sollte ein Teil der verbürgten Summe fällig werden.

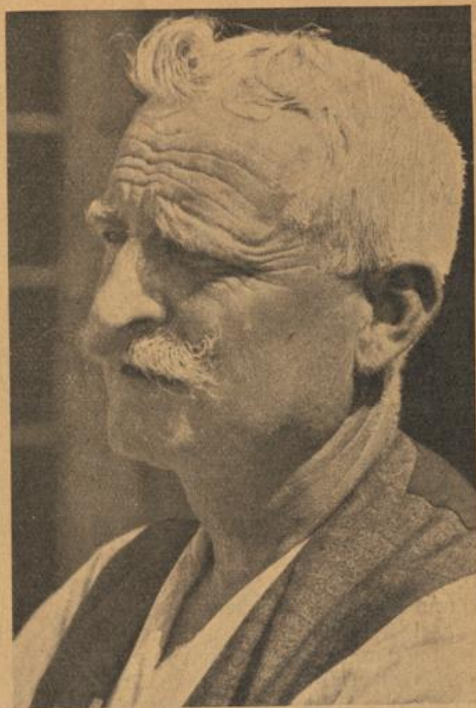
Morand Götz sass stundenlang über seinen Papieren und grübelte. Wenn ihn jemand störte, knurrte er. Er hatte erfahren, dass die ganze Sache jetzt in den Händen eines St. Ludwiger Juden läge, von dem man keine Rücksicht erwarten dürfte. Zwanzigtausend Franken! Blumfranken, wie man sie damals nannte. Der Holzschlag hatte nicht ganz die Hälfte eingebracht; für den Rest hatte er bei der Landwirtschaftskasse einen Kredit verlangt. Aber bei diesen unsicheren Zeiten und den misslichen Wirtschaftsverhältnissen, zehn Kilometer hinter der Maginotlinie, konnte Götz trotz seines guten Namens keine Bürgen finden. Was tun? Es war wie ein Fluch! Die Untersteger Anna kam ihm wieder in den Sinn. Dreissigtausend Franken in bar hätte sie mitbekommen. Und dieser eigensinnige Heiri wollte weder die Anna noch das Geld! Der Gipfel von allem war, dass der Junge sich wenig Sorgen darüber zu machen schien, wie er, sein leibhaftiger Vater, sich aus der Patsche helfen würde.

Die folgenden vierzehn Tage wurden dem Steinbachbauern zu Hölle. Es regnete zunächst Mahnbrieft mit den bekannten Steigerungen im Ton; dann kam der Jude persönlich, um sich sein Opfer zu betrachten. Götz verlangte eine neue Frist, die unter süßlich-hinterlistigen Beteuerungen abgelehnt wurde. Der Levy setzte ihm sogar auseinander, dass der ganze Betrag fällig sei, wenn die Rate nicht bezahlt würde.

Morand Götz zappelte in der Schlinge; er kannte sich nicht aus im dichten Gestrüpp der Maklerwelt. Wenn auch die Partie verloren war, verhöhnen liess sich der Steinbachbauer nicht. Als ihm der Vertreter der Geschäftshähe zynisch erklärte, »etwas würde von dem Hof schon übrig bleiben«, packte er den Kerl am seidenen Binder und beförderte ihn mit einem kräftigen Tritt auf den Hinteren an die Luft; dann öffnete der Bauer Türen und Fenster, um Durchzug zu machen, tat den befreienden Atemzug, der ihm seit Wochen in der Luftröhre sass

und schenkte sich einen Schuss besten Kirschwassers ein. Anstatt zu brechen, steifte Götz den Rücken. So, komme jetzt was wolle!

Was an Barvermögen vorhanden war, wurde zusammengescharrt und den Gläubigern übergeben. Der Wald fiel dem Gerichtsvollzieher zum Opfer. Für Heiri war es grausam. Sein Wald! Die Romantik seiner Knabenjahre! Er schämte sich



(Aufnahme: Läufer.)

»Der Steinbachbauer war um einige Grad freundlicher geworden«

nicht, als er in dieser Nacht am Busen seiner Frau schluchzte.

In diesen düsteren Schattenstunden des Steinbachhofes erstrahlte das sonnige Wesen des jungen Weibes um so heller. Oefters als sonst spazierte Heiri und Elisabeth auf den »Berg«, wo man einen herrlichen Blick auf den Schwarzwald hatte.

Wie ein feiner Herr war inzwischen der Sommer angekommen, erfüllte die Landschaft mit seinem süßen Duft, dem heimeligen Zirpen der Grillen, dem Summen und Brummen der Bienen und Hummeln und mit der lieblichen Pracht seiner Blumen.

Bei klarem Wetter war Badenweiler gut sichtbar. Dort liegt Elisabeths Hei-

mat! Sie sah im Geist das Vaterhaus, die farbigen Wiesen mit ihren munteren Bächlein, die tiefen Wälder. Sie wurde nicht müde von daheim zu erzählen, von ihrem Arbeitsjahr im Schwarzwaldhotel in Badenweiler; von den Ferien im alten Weinort Ihringen, wo sie eine Tante hat; von den lustigen Wanderungen durch den Kaiserstuhl. Sie schilderte begeistert ihre Ausflüge auf den Blauen, die abendlichen Promenaden auf der idyllischen Sehringer Strasse, am emporsteigenden, dunklen Hochwald entlang. Bei einer Pfingstwanderung ins Wiesental hatten sie sich kennengelernt. Liebe auf den ersten Blick! Schon am folgenden Sonntag war Heiri in Oberweiler; abends besuchten sie das Konzert im Badenweiler Kurhaus. Zum ersten Mal bewegte sich der kantige, junge Bauernsohn in einem derartigen, gesellschaftlichen Rahmen; er fühlte sich nicht ganz wohl inmitten der raffinierten Toiletten der Gäste. Bereits nach dem zweiten Stück sehnte er sich hinaus aus dem Konzertsaal und atmete auf, als der Dirigent das Schlusszeichen gab. — An jenem Abend hatten sie sich verlobt, unter den rauschenden Wipfeln der uralten Ulmen und Eschen des Parkes...

Wieder einmal sassen die beiden auf dem alten Bänkchen und erfreuten sich der wundervollen Abendstimmung. Der Sonnenstreifen quer über den Wiesen und Aeckern entrückte immer mehr nach Osten. Bald lagen die elsässische Rheinebene und etwas später auch die Schwarzwaldgipfel im bläulichen Schatten. In den Bäumen und Büschen wurde es still; im Dorfteich unten hielten die Frösche ihr monotones Abendkonzert; auch die fleissigen Grillen zirpten noch am Wegrand. Am Himmel zogen rötlich angehauchte Wolken majestätisch ihre Bahn. Als es dunkel wurde, erhob sich Elisabeth, zog ihren Heiri an sich, ganz nahe an sich; sie blickte ihm tief in die Augen als wollte sie ergründen, ob er innerlich auch bereit sei zum Empfang der schönsten Botschaft, die eine Frau zu bringen hat. — »Du, Liebster, wir kriegen ein Kind!«

Heiri schaute sie gross an; an so etwas hatte er am wenigsten gedacht. Ein Kind! Sein Herz schlug einige Takte schneller; die Welt erschien ihm auf einmal ganz anders, viel grösser. Worte fand er keine. Seine Frau fühlte nur, wie tief bewegt er sein musste. Lange standen sie umschlungen; es war schon Nacht, als Elisabeth sich frei machte und an den Heimweg mahnte...

*

Der Spätsommer des Jahres 1939 durchglühte das Land. Auf den Feldern standen die Aehren in verheissungsvoller Schwere. Alles deutete auf eine nahe, gesegnete Ernte hin. Da zuckten die ersten Blitze am europäischen Himmel. Man begann vom Krieg zu reden, während die Herzen für den Frieden beteten. Noch bestand die Hoffnung, dass das Gewitter vorüberziehen würde, aber sie wurde täglich schwächer und an jenem Morgen des 1. September brach sie entzwei. Ein paar Stunden später wurde die Generalmobilmachung angeordnet. Eine ungeheure Erregung hatte sich des Dorfes bemächtigt, wie ein Lauffeuer die Nachricht sich verbreitet. Die meisten, noch nicht einberufenen Männer arbeiteten auf dem Felde. Frauen, Kinder und Greise standen in Gruppen auf dem Dorfplatz vor dem Rathaus und warteten verängstigt der Dinge, die da kommen sollten. Man wusste ja, was diesem und anderen Dörfern im Kriegsfall drohen würde; das Gespenst der Räumung spukte schon längst in den Köpfen der linksrheinischen Bauern. In manchen Häusern wurde bereits gepackt. Banges, lähmendes Warten erfüllte die ersten Nachmittagsstunden. Einige von ihren Frauen alarmierte Männer kehrten von der Feldarbeit zurück. Tausenderlei Fragen und ebenso viele Antworten machten die Runde durch das aufgepeitschte Dorf.

Die Männer des Steinbachhofes waren noch draussen. Elisabeth musste ihre ganze Energie aufwenden, um vor der verscheuchten, weinenden Mutter die Ruhe zu wahren. Sie hatte sich noch nicht dazu entschliessen können, Heiri und den Vater zu benachrichtigen. Jede Minute, die sie auf ihrer Scholle verbringen konnten, wollte sie ihnen noch gönnen.

Am späten Nachmittag traf der Bannstrahl zehntausende friedliche Menschen längs des Rheins. Als der Dorfweibel die Strasse heraufkam, alle 50 Meter die Trommel rührte und mit dem traditionellen, diesmal unsicher klingenden Spruch begann: »Es wird bekanntgemacht...« erstarrte das Blut in den Adern dieser bäuerlichen Menschen. Zwei Stunden wollte man ihnen allergnädigst gewähren! Zwei Stunden, um wie Zigeuner Haus und Hof zu verlassen; zwei armselige Stunden hatten sie, um unter Jahrzehnte mühevoller und gesegneter Arbeit einen brutalen Schlußstrich zu setzen; zwei Stunden, nach deren Ablauf sie wie Bettler davonziehen würden,

als hätten sie überhaupt noch nie das Bürgerrecht besessen.

Elisabeth hatte sich an den Türrahmen lehnen müssen; ein Schauer durchzitterte ihren Körper. Dann raffte sie sich auf und lief, so wie sie war, hinaus aufs Feld, so schnell sie ihre Füße tragen konnten, mit fliegendem Haar und blutendem Herzen. Als sie nicht mehr konnte, setzte sie sich auf einen Gewinnstein und schnaufte aus. Die Berge hüben

furchtbare Tragik dieses von der Natur so gesegneten Landes links des Stromes.

Erschöpft lehnte sie sich an Heiris Schulter und schluchzte. Er hatte die Nachricht gelassen aufgenommen. »Wir haben keine Zeit zu verlieren. Geh' du auf dem kürzesten Weg heim, während ich den Vater hole.«

»Lass mich zum Vater gehn«, bat Elisabeth, einer Eingebung ihres Herzens folgend.



Bei einer Pfingstwanderung ins Wiesental hatten sie sich kennengelernt (Aufnahme: Karl Müller.)

und drüben waren dunkelblau und es schien der jungen Frau, als blickten sie kummervoll auf das vielgeplagte Rheinland mit seinen herrlichen Wäldern, Feldern und alten Städten. Mein Gott, wie kann so etwas möglich sein? Ich liebe Heiri mit meiner ganzen Kraft; ich liebe auch meine badische Heimat dort drüben, und nun soll plötzlich eine Kluft bestehen zwischen beiden; nun soll von heute auf morgen Feindschaft sein zwischen meinen Leuten und den hiesigen Menschen? Solcherlei Gedanken quälten Elisabeth, als sie weitereilte. Unter ihrem Herzen trug sie ein Kind, von dem sie einmal scherzweise gesagt hatte, es würde ein Prachtexemplar der oberrheinischen Rasse werden; in dieser Stunde spürte sie bis in ihr innerstes Wesen hinein, die

»Du bist doch schon müde genug!« mahnte Heiri.

»Es ist ja nicht weit, kaum dreihundert Meter bis zum Unterrain.«

»Also gut, haltet euch nicht auf, ich werde anfangen zu packen.« Heiri nahm seine Sense auf die Achsel und schlug den Heimweg ein. Seine Frau eilte über gemähte Wiesen, hinüber zum Vater, der sie erstaunt betrachtete.

»Kommt schnell heim, Vater, wir müssen fort!«

»Was fort?«

»Das Dorf wird in zwei Stunden geräumt, es gibt Krieg!«

»Ich geh nicht fort«, fuhr der Bauer auf.

»So kommt doch, Vater, seid vernünftig, es müssen alle fort!«

»Zum Sterben kann man auch allein sein«, entgegnete Morand Götz verbissen.

Elisabeth betrachtete verzweifelt ihren Schwiegervater. Wird er auch jetzt seinen Kopf durchsetzen wollen? »Dann müssen wir halt ohne euch ziehen. Der Mutter wird es das Herz brechen; ihr gehört doch zu uns!«

Der Bauer zuckte zusammen. Schlagartig wurde ihm offenbar, dass dieses junge Weib mit allen Fasern seines Herzens zur Familie stand und Freud und Leid mit ihr zu teilen bereit war. Dass er dies nicht früher einsehen wollte! Und er, der Steinbachbauer, wollte zurückstehen in einer Stunde, wo jeder auf den anderen angewiesen war? Eine seltsame Rührung überkam den sonst so harten Mann. Er hielt Elisabeth seine derbe Rechte hin. »Bist ein Prachtskerl, du! Auf gute Freundschaft, gelt? Mitkommen tu ich natürlich auch.«

Die junge Frau schloss einen Augenblick lang die Augen; dies hatte sie so oft herbeigesehnt. Hand in Hand, aber schweigsam, schritten sie dem Hof, ihrem neuen Geschick entgegen. Als Heiri sie durch das Tor kommen sah, wusste er,

dass alles gut geworden sei. Sinnend stand er am Fenster und rief die letzten Wochen in die Erinnerung zurück. Trotz allem eine Zeit unennbaren Glücks.

»Du musst jetzt nicht träumen«, ermahnte die aufgeregte Mutter.

Der junge Bauer raffte sich auf. Er hatte inzwischen die Knechte ausbezahlt, die notwendigsten Familien- und Geschäftspapiere zu sich genommen und der immerfort weinenden Mutter beim Packen und Umpacken der Koffer geholfen. Dabei musste manches liebe Gedenkstück, Dutzende von rot und weiss karierten, leinenen Hand- und Tischtüchern mit den Initialen der Grossmutter aufgegeben werden. Elisabeth half nun ebenfalls mit; immer wieder mahnte sie, nicht zuviel mitzunehmen.

Der Vater war im Stall und tätschelte die Rinder, nannte sie beim Namen und sprach tröstende Worte zu ihnen. Das Herz wollte ihm schier brechen. Einen Bauern von Vieh und Hof wegzagen! Musste denn der Himmel nicht über eine solche Menschheit herabstürzen? »Nein, nein, ich will nicht fort!« schrie der Vater Götz und schlug mit der Faust ver-



Der unheilswangere Tag neigte sich dem Ende zu, als der Zug der Evakuierten sich in Bewegung setzte (Zeichnung: Kamm.)

zweifelt gegen die Stallwand. Er stürzte hinaus, lief in die Stube zu den Seinen. »Ich bleib hier! Lieber sollen sie mir das Herz gleich ausreißen!«

»Sei vernünftig, Vater, wir sind ja nicht allein«, entgegnete Heiri ruhig.

Die Bäuerin forderte ihren Mann auf, ein sauberes Kleid anzuziehen; das Sonntagkleid sei auch schon verpackt.

Der Bauer stieg brummend hinauf in die Schlafkammer und kleidete sich um. Heiri ging schweren Schrittes hinüber in den Stall. Es liess sich nicht mehr länger hinausschieben: er, der Erbe des Steinbachhofes, musste jetzt wie der stumpfsinnigste Knecht die Tiere losbinden und den Stall offen lassen, damit sie, weiss Gott wo, umherirren könnten, vielleicht diese Nacht noch, vielleicht erst morgen früh, wenn die Euter zum Platzen geschwollen und die Kühe brüllen würden vor Schmerz. Heiri war kein Flucher, aber was er in diesen scheusslichen Minuten zusammendamerte, hätte die hohe Obrigkeit nicht hören dürfen.

Und nun war es soweit. Schon hatten sich die Familien vor dem Rathaus versammelt; die Wagen und Karren standen fahrbereit vor den Höfen. Gendar-

men liefen mit wichtigen Mienen herum. Der Exodus konnte beginnen. Der unheilschwangere Tag neigte sich dem Ende zu, als der Zug der Evakuierten — gestern noch tatkräftige Bauern, heute Obdachlose — sich in Bewegung setzte.

Koffer, Bündel, eine Matratze und Kissen waren auf dem Götzschen Leiterwagen aufgeschichtet worden. Ganz oben sassen der Steinbachbauer mit verbissener Miene und seine in Tränen aufgelöste Frau. Heiri und Elisabeth hatten vorne Platz genommen, dicht nebeneinander. Sie schauten nicht zurück; ihre Jugend war stärker als die Ereignisse. Träumerisch blickte Elisabeth zu den dunkelblauen Vogesenbergen hinüber.

»Schau doch, wie die Sonne schön untergeht«, sagte sie zu Heiri.

»Ja, ich freue mich schon auf den Tag, wo wir sie wieder über dem Schwarzwald aufgehen sehen werden.«

Beide hingen ihren Gedanken nach. Zutiefst in ihrem Herzen trugen sie den Glauben an die Ewigkeit der Heimat, an die Zukunft. Und dieser Glaube ward ein Jahr später — als deutsche Soldaten im deutschen Land am Oberrhein standen — glückhafte Erfüllung.

Neuigkeiten



Wenn Frauen beieinander steh'n
Und sich gar viel erzählen
Von Lieb' und Leid, vom Weltgescheh'n,
Von Sorgen, die sie quälen,

Dann schlägt die Turmuhr keine Zeit,
Es drängt auch keine Eile,
Die enge Welt wird plötzlich weit,
Als ob sie sich verteile.

Minuten schwinden wie im Flug
Und werden zu Sekunden,
Zerpflückt wird alles Zug um Zug
Für gut und schlecht empfunden.

„Jetzt aber Schluss, nun lasst uns geh'n,
Sonst muss man uns vertreiben.“
Man sieht sie zwar noch lange steh'n —
So wird es immer bleiben.